Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 10

Artikel: Bettler und König

Autor: Binz, Cajetan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635257

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Güterspekulanten, wo ich die großen Gefahren und sozialen Schäden des Gründertums kennen lernte und im Verkehr mit sogenannten gerissenen Handelsleuten allerlei Menschenkenntnisse erwarb. Damals galt es, sich mit aller Kraft loszureißen

Paul Ilg, Schriftsteller in Zürich.

von den Gedanken an die fast müheloſen Riesengewinnste meines Patrons, die auch mir lange den Kopf verwirrten, als könnte es möglich sein, meiner Jugend einen goldenen Boden zu schaffen, um mit vollen Händen in ein besseres Leben zu tauchen. Eine große Gefahr, der ich mit heiler Haut entging, öffnete mir rechtzeitig die Augen.

Ein welterobernder Geschäftsmann ist an mir kaum verloren gegangen. Schon als Lehrling erregte ich das Mißfallen meiner Vorgesetzten dadurch, daß ich in Taschen und Schubladen Romane und Gedichte verbarg, die ich in jedem unbewachten Augenblick hervorholte. Meine poetischen Erstlinge waren dementsprechend verbotene Früchte, nämlich Spottgedichte auf die Prinzipale, mit denen ich bei Packern, Laufburschen und Lehrmädchen durchschlagenden Erfolg erzielte. Da ich in meiner kaufmännischen Tätigkeit den Kopf doch meistens anderswo hatte, verhalf mir der Direktor einer Weltfirma eines Tages zu dem „eigentlichen" Beruf, indem er, Gegenstand meiner boshaften Satiren, mich Knall und Fall vor die Tür setzte. Ich wurde hierauf Journalist und (wie man so gern, aber so unzutreffend als möglich sagt) „unabhängiger" Schriftsteller. Mit andern Worten: ich lebte wieder im Zeichen der sieben magern Kühe. Auch die nachträglichen Bemühungen wohlmeinender Freunde, mir doch noch zu einer akademischen Bildung zu verhelfen, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Ich mußte mir den neuen Weg selbst bahnen, und so schlug ich mich kühn und hartnäckig durch die blühende Wildnis des Autodidakten. Den stärksten geistigen Rückhalt danke ich Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" und darin besonders dem dritten Buch, das mir überhaupt den höchsten Begriff vom Wesen der Kunst vermittelte. Ohne das ernste, für mich recht beschwerliche Studium dieser männlichen Philosophie, wäre ich wohl nie über eine ohnmächtige Verehrung der Meisterwerke hinausgewachsen und vielleicht dauernd im Dilettantismus stecken geblieben. Nietzsche und Heine gaben sodann schriftstellerisch den mächtigsten Antrieb, indem sie den Sprachsinn, die Freude am eigenen Wort zur Entfaltung brachten.

Meine ersten Skizzen und Gedichte, vor denen ich mir heute mit Karl Moor zurufen möchte: „Das hast du nicht getan, Schweizer!" schickte ich anno 1897 an meinen berühmten Landsmann Conrad Ferdinand Meyer, mit der Bitte mir zu sagen, ob er darin eine dichterische Begabung sehen könne, die Förderung verdiene. Ich wartete Tage, Wochen in ungeheurer Spannung. Die Antwort war „vernichtend". Ich ertrug diesen bittern Schmerz nicht leicht, aber von Stund an hätte mich selbst eine „Stimme aus den Wolken" nicht mehr in dem festen Glauben beirren können, daß mir das Los und die Gabe eines echten Poeten verliehen sei. Ein wohlwollender und einflußreicher Entdecker meines Talentes fand sich dann doch, nämlich in der immer bereiten, teilnahmsvollen Person J. V. Widmanns, der so manchem jungen Schweizer Verkünder und Mentor war.

Werke von Paul Ilg.

Autobiographische Romanreihe: 1. „Lebensdrang", Roman; 2. „Der Landstörzer", Roman; 3. „Die Brüder Moor", Eine Jugendgeschichte; 4. „Das Menschlein Matthias", Erzählung.
Novellen und Gedichte: 1. „Gedichte", 2. „Was mein einst war", Erzählungen, 3. „Sonntagsliebe", Novellen und Gedichte. 4. „Maria Thurnherr", Erzählung.

Dazu kommt der 1916 im Verlag Huber & Cie. in Frauenfeld erschienene Zeitroman „Der starke Mann", der, wie übrigens auch der Roman „Das Menschlein Matthias" bereits in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

Bettler und König.

Von Cajetan Binz.

Verzeiht, wenn ich es schreibe; lest es nicht, wenn es euch langweilen könnte. Ich sage es zum voraus: Es ist keine Liebesgeschichte. Es ist nur ein kleines Erlebnis meiner selbst, das ich wohl am besten für mich behielte; aber mir scheint, es sei ein Körnlein Weisheit und ein schönes Maß von Trost darin. Also versucht's einmal, wenn ihr nicht unter allen Umständen eine Liebesgeschichte haben wollt.

Zuerst muß ich euch erzählen, wie es manchmal geschieht, daß ein Student, der doch in der Regel nicht arm ist wie eine Kirchenmaus, gleichwohl ein Bettler sein kann.

Und dann ist es mir vergönnt, euch einen jener goldigen Sonnentage im Winter zu schildern, wie jetzt deren eine ganze glänzende Reihe hinter uns liegt.

Was den Studenten als Bettler anbelangt, darf ich euch ruhig verraten, daß solches ganz leicht möglich ist. Ihr braucht nur anzunehmen, er sei ein unerfahrener, grüner Bursche, der weder zu rechnen noch mit Geld umzugehen versteht. Der rückt mit vielen schönen Banknoten ins Semester und denkt nicht daran, daß sie, wenn auch nicht rund, so doch recht glatt und bald davongewischt sind. Auf einmal ist von der ganzen Herrlichkeit nichts mehr übrig, und der arme Teufel ist allein in einer fremden Stadt und weiß in seiner Unerfahrenheit noch nicht, daß man die Uhr versetzen, das corpus juris verkaufen oder bei irgend einem Makler mit Leichtigkeit gegen guten Zins ein paar Taler borgen kann.

Vielleicht auch ist der Student, den ich meine, gar nicht mehr grün, sondern ein alter, gewiegter Knabe, der schon längst daran gewöhnt ist, von seinem spärlichen — nach seiner Ansicht! — Monatsgeld höchstens bis zum fünfzehnten Tage zehren zu können.

Und endlich gibt es noch einen dritten Fall, und den wollen wir, zu meiner Beruhigung, weil ja ich der Student bin, von dem gehandelt wird, annehmen. Denkt euch, daß infolge der schlechten Postverbindung, die gegenwärtig zu jedes anständigen Christenmenschen Leidwesen herrscht, eine Geldsendung aus der Provinz den studierenden Sohn in der Stadt statt am Samstag erst am Montag erreicht. Es liegt ein Sonntag dazwischen und so geschieht es, daß der Unschuldige, Bedauernswerte, armselige fünfzig Rappen im Beutel trägt, währenddem auf der Hauptpost die an ihn gesandten Banknoten von der anstrengenden Reise gemütlich und sonntäglich ausruhen.

Nun, liebe Leser, sicher könnt ihr euch vorstellen, wie kläglich mir zu Mute sein mußte. Fünfzig Rappen und dazu ein solcher Tag! Frühling flatterte in der milden, durchsichtigen Luft, die Sonne schwoll wie ein goldener Strom durch das liebliche Blauen des Himmels, der Wind war buhlerisch als wärs im Mai, also daß von all diesen wunderbaren Geschehen die Menschen trunken wurden und freudig in den Glanz hinausstürzten, der die Erde wiegte in trügerischer Schmeichelei. So war ein Kommen und Gehen, ein Summen und Brummen in der Welt, und ich mußte das mit ansehen und hören und hatte fünfzig Rappen in der Tasche meines schwarzen Sonntagsrockes.

Wenn es doch nur gestürmt, geregnet und geschneit hätte! Dann wäre ich mit dem besten Gewissen ins Bett gelegen und hätte den Tag verschlafen, weil es nicht schade um ihn gewesen wäre. Aber jetzt war es doch rein unmöglich. Irgend etwas packte mich an und zog mich mit zauberischer Gewalt aus der dunklen Wohnung hinaus in den Glanz und das spielende Licht des Tages. Ohne zu wissen, wie es geschehen war, befand ich mich plötzlich auf der Straße, die hell und leuchtend war, wie manchmal im hohen, gleißenden Sommer.

Das gefiel mir zuerst gar nicht übel, und deshalb fing ich an, geruhsam der Stadt entgegen zu spazieren, die jenseits der Brücke mit ihren vielen Türmen und roten Giebeln gar wonniglich in der Sonne sich badete. Ein dicker Strom von Menschen schwoll aus ihrem mächtigen Häusermeer und wurde immer lichter, je weiter er sich von seinem Anfang entfernte. Weil ich nun aber der Stadt entgegenging, so war mir, als prallte Woge um Woge an mich an, und ich kam in eine trotzige Kampfstimmung hinein; denn ich trug, wie ihr aus dem Geständnis von den fünfzig Rappen wißt, liebe Leser, sowieso einen Stachel im Herzensgrunde. Ich kam mir vor wie ein Schwimmer, der sich den ziehenden Fluß hinaufarbeitet und sich verzweiflungsvoll wütend auf die Zähne beißt, wenn immer neue Wirbel und Wogen seine krampfhafte Anstrengung zu nichte machen.

Die ganze Menschheit war heute mein Feind. Sie hatte es auf mich abgesehen, sie wollte mich ärgern. Jeder einzelne Mensch gab mir einen Stich, und so kam es, daß meine Stimmung immer feindseliger, aber auch im gleichen Maße trostloser wurde. Ich fing an zu bedauern, daß ich mich nicht eingesperrt hatte, ich sah ein, daß Einer mit einem Vermögen von fünfzig Rappen aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen war.

Da konnte die Sonne und die Wonne des Tages keine Besserung bringen. Mißtrauisch schaute ich jedem Menschen ins Gesicht, der an mir vorüberging. Und es war keiner, an dem ich nicht eine gegen mich gerichtete Feindseligkeit entdeckte.

Da kam ein schlankes Mädchen im leichtesten Kleide. Es lachte unter seinem breiten Hute hervor mit blauen, glückseligen Augen. Aber in den Winkeln saß ein bösartiger Schalk und verriet mir ganz deutlich, was die Leichtfertige von mir dachte: „Was bist du für ein armer Schlucker! Machst ein Gesicht wie eine gefrorene Mehlsuppe. Sicher hast du kaum fünfzig Rappen im Sack, obwohl du den Kleidern nach ein feines Herrchen bist! Geh verkrieche Dich, die ganze Welt sieht Dir doch an, daß Dein Vater Handlanger, Deine Mutter Wäscherin ist und Du selber zur Zunft der Tagediebe und gewerbsmäßigen Faulenzer gehörst." Diese böse Rede las ich ganz deutlich aus den Augenwinkeln der goldenen Jungfrau, und beinahe kamen mir die Tränen, so elend und erbarmungswürdig schien mir mein Zustand.

Aber nicht nur vorwitzige Backfische, sondern ältere, sittsame Frauen und Mütter beschäftigten sich mit mir und hatten nichts als Hohn übrig für meine verzweifelte Lage. „Nur wenn ein Mann kein Geld hat, bummelt er Sonntags allein", zwinkerte die große, wohlbeleibte Frauensperson ihrer dünnen Begleiterin zu, die darauf aus einem roten, unnechten Fuchspelz ihre stahlgrauen Rattenaugen auf mich heftete, während dem sie stolz und kerzengerade wie ein verzauberter Storch an mir vorüberstelzte.

Meine Wut wuchs, je weiter hinein in das Menschengewühl ich kam. Vor dem Kursaal sammelte sich die halbe Stadt, und ich merkte wohl, was die Anwesenden von mir dachten. „Seht, wie er kopfhängerisch vorüberschleicht! Sein Geldsack hat gewiß die Schwindsucht und kann die Musik nicht vertragen. Aber ob so ein bleicher Sünder mehr oder weniger im Konzerte sitzt, ist dem Wirte verflucht gleichgültig. Am Ende würde er doch um einen schwarzen Kaffee und im schlimmsten Falle sogar um Tasse und Teller und Löffel betrogen. So einem Hunglerleider ist nicht zu trauen!"

Hundert und mehr tiefe und hohe, kreischende und pomphafte, bissige und gemessene Stimmen brüllten mir diese abscheulichen Verleumdungen ins Ohr, die mich endgültig für alle Zeiten von der Schlechtigkeit der Welt überzeugten. Nun hob da droben, in den menschengefüllten Sälen bald ein wunderbares Musizieren an. Und noch schöner als die schwebenden Walzer und die jubelnden Fanfaren war das geheimnisvolle Rauschen und Lispeln, das hin- und herwogte und seinen Ursprung hatte in den freudigen Gesprächen all dieser glücklichen Menschen, die in lustigem Vereine beisammen saßen, weil es Sonntag war. Ich aber war ausgeschlossen von dieser glücklichen Schar, ich stand wie ein Bettler vor den Toren eines festlichleuchtenden Palastes.

Gewaltsam riß ich mich weiter fort, indem ich mir einredete, es sei ja nie meine Absicht gewesen, das blöde Sonntagspublikumkonzert zu besuchen. Bummeln wollte ich, den Tag verschlendern, an der Sonne mich ergehn! Durch diese Gedanken wieder etwas aufgerichtet, schritt ich leicht über die Brücke, ohne auf jemand acht zu geben, und dann auch über die andere, und hielt nicht inne, bis ich die Aare erreichte, dort, wo sie dem Dählhölzliwalde entlang wie eine blaue Schleife fließt.

Hier wurde mir ein wenig besser zu Mute. Ich war nun so weit, daß ich mich in meinen Groll einhüllte und von der ganzen übrigen Welt nichts wissen wollte. Ich hielt ein Selbstgespräch, worin ich meinen mißlichen Zustand aufrichtig bedauerte, ohne aber zu wünschen, ihn nie erlebt zu haben. Denn gerade durch ihn war mir aufgegangen, wie äußerlich diese Welt ist, wie entschieden jeder Mensch eingereiht wird entweder zu den Obern oder Untern, je nachdem er Goldvögel — und nur Goldvögel! — besitzt. Kein Sprichwort schien mir wahrer und treffender als: „Geld regiert die Welt", und in meiner aufgeregten Phantasie sah ich die Menschen wie toll um ein goldenes Kalb tanzen, das dumm aber doch höhnisch auf seine kriecherischen Diener hinabschaute. Ich war so vertieft in diese Erwägungen, daß ich wie blind der Aare entlang lief, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, wie lächerlich ich den vielen lustwandeln Menschen vorkommen mußte. Ich lief wirklich, denn die schnelle, ungeduldige Gedankenarbeit jagte auch meine Glieder auf und ich lief immer noch als mir der helle Schweiß längst von Stirne und Schläfen troff.

(Schluß folgt.)

Das Feuer.

Tagebuch einer Korporalschaft.

Des Franzosen Henry Barbusse großartiger Kriegsroman, aus dem wir jüngst einen Teil (aus dem Kapitel „Das Feuer") abdruckten, liegt nun als vollständiges Buch in der kongenialen Uebersetzung von Leo von Meyenburg vor uns.*) Wir empfehlen es unseren Lesern eindringlich. Die Lektüre des Buches wird ihnen zum unvergeßlichen Erlebnis werden. Und zu einem notwendigen Erlebnis. Denn die Eindrücke, die wir aus der Zeitungslektüre von dem ungeheuren Geschehnis unserer Tage erhalten, sind notwendig falsch und erziehen uns in einer ganz falschen Richtung. Sie geben alle Vorgänge, die im Begriff Krieg liegen und mit ihm verbunden sind, in vielfacher Uebersetzung wieder. Die amtlichen Nachrichten sind bewußte Fälschungen

*) Verlag der „Europäischen Bücher" Max Rascher, Zürich.